

*COMPASS-Infodienst
für christlich-jüdische und deutsch-israelische
Tagesthemen im Web*

www.compass-infodienst.de

ONLINE-EXTRA Nr. 54

August 2007

MAKOM. ORTE UND RÄUME IM JUDENTUM (*TEIL 1*)

Vorwort der *Herausgeberinnen*

und

Joachim Schlör: Eine Einleitung im Gehen

.....

Real, abstrakt, imaginär – Orte und Räume im Judentum in der Diskussion. Ein Vorwort

Die Herausgeberinnen

[...] Unsere Intention als Herausgeberinnen war es, die Zusammenhänge der scheinbar disparaten Forschungsfelder des bis März 2007 in Potsdam angesiedelten Graduiertenkollegs „*Makom. Ort und Orte im Judentum*“ zu betonen. Schlaglichtartig wollten wir die Vielfalt der Themen, Disziplinen und Forschungsweisen der von uns untersuchten Ortsbegriffe beleuchteten und bündeln. Auf die – manchmal überraschenden – Konvergenzen zwischen den einzelnen Texten weisen wir in den Anmerkungen ausdrücklich hin. Wir möchten mit diesem Band auch ein Gesprächsangebot unterbreiten, auf unsere wissenschaftlichen Arbeiten aufmerksam machen und die Öffentlichkeit an unseren Ideen und Gedanken teilhaben lassen. Deshalb haben wir uns ganz bewusst für die Textgattung des Essays entschieden, denn diese erlaubt es, eine These zu erproben und ein Thema in zugänglicher Sprache darzustellen, die ein breiteres Publikum einlädt, sich einzulassen auf die Debatten darüber, was denn ein *jüdischer Ort* sei.

Vorangestellt ist jedem Essay ein Schlagwort, das den Kern des behandelten Themas benennt und einen wichtigen Aspekt der jeweiligen Forschungsarbeit aufgreift. Die alphabetische Anordnung macht zum einen das Kaleidoskop dessen, was unter jüdischem Ort verstanden werden kann, sichtbar. Zum anderen weist sie auf unseren Wunsch hin, die Ortsbegriffe nicht zu hierarchisieren. Neben eindeutig jüdischen Ortsbegriffen wie *Eruw*, *Mischkan*, *Medinat Jisrael* weisen andere Schlagwörter wie *Imagination*, *Un-Ort*, *Heimat* auf die Konstruktion und Konstruiertheit von Orten hin. Dass *Zwischen-Orte* im *Tohuwabohu* der Welt zu genuin jüdischen Orten werden (können), zeigt die Geschichte und zeigen Geschichten, die Literatur wurden.

Einige Essays wie *HaMakom* (Helga Völkening), *Lehrhaus* (Michal Kümper), *Eruw* (Barbara Rösch) und *Mischkan* (Franziska Bark) verfolgen den Ansatz, eine umfassende Definition, historische Einbettung und Bedeutungsbeschreibung zu bieten. Andere gehen umgekehrt vor und schlagen anhand scheinbar vertrauter Begriffe ganz unvermutete Richtungen ein,

wenn es z.B. das *Tohuwabohu* des orthodoxen Zionisten Sammy Gronemann (Marc André Brinkforth) ist, das vorgestellt wird, das Echo der biblischen *Zufluchtsstätte* im Denken Emmanuel Levinas (Elliott Bergman), das *Diaspora*-Selbstverständnis von Heinrich Heine (Lydia Fritzar) und das Konzept der göttlichen *Ortlosigkeit* bei Simone Weil (Helen Thein). Der Essay *Imagination* (Stefanie Leuenberger) untersucht die Bedeutung von Jerusalem für die deutschsprachige jüdische Literatur, während *Stadtbilder* (Ines Koeltzsch) zeigt, wie sich die Darstellung vom jüdischen Prag wandelt. In das Exil nach Palästina mitgereist ist die damals neuartige Konzeption der *Gartenstadt* (Ines Sonder), die aus der gegenwärtigen Stadtplanungskultur Israels nicht mehr wegzudenken ist. Der Begriff *Yam Tikhoniut* (Alexandra Nocke) zeigt, das sich Israelis auch jenseits politischer oder religiöser Konzepte mit dem Land, das am Mittelmeer gelegen ist, identifizieren, während *Medinat Jisrael* (Julia Brauch) für die Rückkehr des Politischen in das Judentum steht. Anhand von *Schoagedenkstätten* untersucht Anja Kurths unterschiedliche Konzepte des Gedenkens in Israel. In der Zeit des Nationalsozialismus fokussierte sich der Identifikationsraum, angesichts der Beraubung staatsbürgerlicher Rechte, für viele Juden von der Nation auf die *Stadt* (Dorothea Bohnkamp), nicht mehr Deutsche oder Franzosen waren sie, als Berliner oder Pariserinnen verstanden sie sich. Den Ehrentitel „Stadt und Mutter in Israel“, *Ir vaEm beJisrael* (Anne-Christin Saß), erhielten jene Städte, die nicht nur Schutz gewährten, sondern auch zur Heimstadt wurden, so wie Berlin in den 1920er Jahren. „Wieviel *Heimat* braucht der Mensch?“ fragt Ulrike Schneider mit Bezug auf den Überlebenden von Auschwitz Jean Améry. Nur noch Geister sind im *Jiddischland* zu finden, sie lassen sich dennoch befragen, so Tomasz Woźniak der für eine breitere Rezeption jiddischer Literatur plädiert. Michael Brockes Überlegungen zum *Friedhof* als Ort (auch) der Lebenden verweist auf die spezifische Art der Totenehrung im Judentum. Die Verklärung osteuropäischen Judentums durch westlich orientierte säkulare Schriftsteller ist ein Phänomen, dem Anna-Dorothea Ludewig anhand von Ghettogeschichten eines Karl Emil Franzos nachgeht, die eigentlich *Schtetl*-Geschichten heißen müssten. Vom Einfluss jüdischer Kultur auf die christliche Umwelt erzählt Vladek Viehmann beispielhaft anhand des nichtjüdischen *Kabbala*-Forscher Franz Joseph Molitor. Der gegenteiligen Spur, der der Judenverachtung, geht Barbara Rösch in *Un-Ort* nach. Christina von Braun vergleicht die Rekonstruktion von Heimat im *Gedächtnis* ihres Großvaters, Magnus von Braun, mit dem Konzept des portativen Vaterlandes im Judentum. Im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert wird von einigen russisch-jüdischen Wissenschaftlern in der *Historiographie* das Russische Reich als ein historischer Ort des Judentums begründet, was Kerstin Armbrorst an fünf Beispielen belegt. Jüdische Selbstverständigung erfolgte auch im Pressewesen, wovon die Essays *Öffentlichkeit* (Johannes Schwarz), *Sepharad* (Jens Neumann) und *Sprache* (Markus Winkler) erzählen. Der These von der peripheren Existenz des Jüdischen geht Ruth

Leiserowitz topografisch nach und untersucht jüdisches Leben und seine Vernichtung anhand eines Ortes an der *Grenze*. Vertrieben, im Exil angekommen, wurde von vielen Migrantinnen und Migranten verlangt, sich zu einer jeweils passenden Identität zu bekennen, die, im Fall der USA einmal deutsch, einmal jüdisch, dann wieder amerikanisch sein sollte. Die vielen Bezugsorte der jeweiligen Biographie inkorporieren sich, so die These von Anne Clara Schenderlein, dann zu *Zwischen-Orten*, die eine eigene Existenz in den Menschen haben. Die *Utopie* gleichberechtigten Lebens in den halböffentlichen Salons der Romantik will Hannah Lotte Lund nicht ganz aufgegeben wissen.

[...]

Makom. Eine Einleitung im Gehen

Joachim Schlör

Orts-Bilder

Erstes Bild: Am Strand von Tel Aviv. Es ist noch früh, kurz nach sieben Uhr an einem Herbstmorgen. Die Stadt, die „niemals schläft“, hat sich nach einer langen Nacht doch zur Ruhe begeben. Von der Gordon- und Frishmanstraße kommen einige ältere Leute, fröhlich lachend, an den Strand: Zeit für ihre Morgengymnastik, die sie ernst und gewissenhaft betreiben. *„Wenn Sie mich treffen wollen, müssen Sie schon einmal ausnahmsweise früh aufstehen, junger Mann“*, hatte Herr B. am Telefon gesagt, *„holen Sie mich zu einem Spaziergang ab.“* Nach der Gymnastik geht er kurz unter die Dusche, und nach wenigen Minuten ist die Verwandlung von Sandalen und Badehose in geschlossene Schuhe, Hose, Hemd und Krawatte abgeschlossen. Der Spaziergang führt die Ben-Jehuda-Straße hinauf zum alten Hafen und dem Gelände der Levante-Messen von 1934 und 1936. *„1936 sind wir eingewandert“*, sagt Herr B., *„und gerade in dieser Zeit haben die arabischen Hafentarbeiter in Jaffa mit ihrem Streik begonnen.“* Die Stadt Tel Aviv hat beschlossen, einen eigenen Hafen zu bauen, ein *„Tor nach Zion“*, und die Hafentarbeiter – jüdische Hafentarbeiter, wie in Saloniki! – haben den ersten Sack Zement aus dem ersten Schiff auf ihren Schultern in das vom Bürgermeister Dizengoff gegründete Museum getragen. Für Herrn B. ist das der Ort, an dem seine Familie gerettet wurde. Juden aus Deutschland fanden Zuflucht in Palästina, und der Hafen von Tel Aviv steht symbolisch für die Aufnahme der Flüchtlinge. Auf den Industrie- und Handelsmessen von 1934 und 1936 präsentierte sich die junge Wirtschaft der jüdischen Gemeinschaft von Palästina, des *Jishuw*, und wer aus Deutschland eingewandert war, konnte sich vorstellen, dass es doch andere Arbeit im Lande geben könnte als in der Landwirtschaft. Lange Jahre war das Gelände des unbenutzten Hafens und der Messen verfallen, heute ist alles schön renoviert, eine neue Promenade wurde angelegt, die

ausgefreudige Gesellschaft hat einen neuen Lieblingsplatz gefunden. Da viele der alten Gebäude und Mauern abgerissen wurden, ist auch die Inschrift nicht mehr zu finden, die Herr B. wohl unterschrieben hätte: „*Tel Aviv, mon amour.*“

Zweites Bild: In der Synagoge von Odessa. Bei meinem Besuch ist der Prozess der Transformation noch im Gang. Jahrzehntlang war die große Synagoge in der Jüdischen Straße – zu sowjetischen Zeiten nach August Bebel benannt – als Schule und Sporthalle benutzt worden. Jetzt hat eine sehr viel kleiner gewordene Gemeinde das Gebäude zurückbekommen, und mit der Hilfe jüdischer Organisationen wie dem „Joint Distribution Committee“ und aus der amerikanischen Partnerstadt Baltimore wird wieder eine Synagoge eingerichtet. In der eingezogenen Zwischendecke finden sich noch einige Tischtennisplatten, während unten im großen Innenraum Schränke und Schnüre sehr provisorisch die Männer- von der Frauenabteilung trennen. Anja Misjuk sieht das alles mit Interesse an, aber ihr Herz hängt nicht nur an dieser religiösen Wiederbelebung. Sie zieht mich wieder auf die Straße und zeigt mir die Häuser, in denen Chaim Nachman Bialik (1873-1934), Ahad Ha'am (1856-1927) und Leon Pinsker (1821-1891) gewohnt haben – und Vladimir Jabotinsky (1880-1940). „*Du musst die Stellen sehen, die er in seinem Roman ‚Pyatero‘ beschreibt. Hier trafen sich die Mitglieder der jüdischen Selbstwehr, um sich gegen neue Progrome zu wehren.*“¹ Für Anja ist dies ein Ort, an dem jüdisches Selbstbewusstsein neu geboren wurde, und wenn auch (wie Jabotinsky, Bialik, Ahad Ha'am) so viele Juden die Stadt verlassen haben, um nach Palästina zu gehen, oder nach der Revolution über Berlin und Paris in die USA, oder nach 1991 wiederum nach Israel und in die USA – sie will in der einstigen „*Stadt des aufrechten Gangs*“ bleiben. Wir gehen an einer fast eingefallenen Hauswand vorbei, und Anja zeigt mir die gesprühte Aufschrift: „*I love you, Odessa.*“

Drittes Bild: Im *Scheunenviertel von Berlin*. Gruppen von Touristen gehen durch die stillen Straßen. Sie haben Texte und Fotos in den Händen und schauen immer wieder von den Texten auf die Häuser und von den Häusern auf die alten Fotos, als wollten – als könnten! – sie etwas in die Leere hineinlesen, das nicht mehr dort wohnt. „*Besuchen Sie das jüdische Viertel von Berlin!*“, zitiert Herr M. mit einer Mischung aus Ärger und Amüsement den Werbesatz auf einem Autobus. Herr M. ist hier aufgewachsen, in der Dragonerstraße. Für ihn ist es ein Ort der Transformation, an dem seine aus Polen eingewanderte Familie einen Weg in die Stadt Berlin, in das Land Deutschland, in seine Sprache und Literatur gesucht hat. Ein Ort der Balance zwischen Herkunft und Zukunft, zwischen Heimat und Heimat. Ja, sagt er, es gab die chassidischen Gruppen mit ihren Schtibln, es gab die Inseln einer

¹ Inzwischen gibt es endlich eine englische Übersetzung dieses wunderbaren Romans. JABOTINSKY, VLADIMIR: *The Five. A Novel of Jewish Life in Turn-of-the-Century Odessa.* Translated from the Russian by Michael R. Katz, Ithaca 2005. Der Kommentar von Saul Austerlitz über den Autor, „*Iron-fisted in Politics, Velvet-gloved in Fiction*“, ist sehr treffend.

osteuropäisch-jüdischen Kultur mit Lesehallen und Buchläden und koscheren Metzgereien – aber für uns war es das Sprungbrett in die große Stadt mit ihrem Versprechen eines freieren Lebens. Der amerikanische Künstler Shimon Attie hat 1992/93 alte Fotos von Bewohnern des Scheunenviertels und ihren Läden auf die Wände der (damals noch) heruntergekommenen Häuser projiziert – sie blieben nur für einen kurzen Moment und sind wieder verschwunden.

Von den Impressionen zum Programm

Projektionen: von Orten. Man könnte noch viele weitere solcher Orte aufzählen, die alle verschiedene Geschichten erzählen, von verschiedenen Erfahrungen berichten, aber in einem Punkt treffen sie sich alle. Sie handeln von den Wünschen, die Menschen mit Orten verbinden. Der Einwanderer wünscht sich, die neue Stadt mit ihrem noch neueren Hafen möge ihm Heimat werden. Die Literaturexpertin wünscht sich, ihre Stadt möchte sich endlich um ihr jüdisches Erbe kümmern und die Orte, die mit jüdischer Geschichte und Kultur verbunden sind, besser würdigen. Der Rentner, der nach vielen Jahren nach Berlin zurückgekehrt ist, wünscht sich, die Leute würden nicht solchen Unsinn über den Ort seiner Kindheit erzählen. Und neben den Wünschen gibt es auch Enttäuschungen. Und Überraschungen, Staunen, Entsetzen – Gefühle jedenfalls, die an Orten festgemacht werden. Von Gefühlen ist in den Geschichtsbüchern noch immer zu wenig die Rede. Die Liebe zu Orten, *topophilia*, ist im Gegensatz etwa zur Stadtfeindschaft nur wenig erforscht.² Die wissenschaftlichen Disziplinen, die sich mit Orten befassen – Geographie und Geschichte vor allem – sind nicht gerade für ihre Empfindsamkeit bekannt, anders ist es vielleicht nur mit den Literaturwissenschaften.

So war es für mich auch ein logischer Schritt, die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema „Orte im Judentum“ mit einer literarischen Anthologie zu beginnen, die 1995 erschien und unter dem vom Verlag ausgewählten Titel „Wenn ich dein Vergesse, Jerusalem“ den Untertitel trug: „Bilder jüdischen Stadtlebens“. In einem Nachwort zu der Sammlung von Texten, „Ortschaften“, habe ich versucht, drei Typen der Auseinandersetzung mit Orten in der jüdischen Literatur zu unterscheiden. Das Stichwort *Makom* steht für die religiöse und spirituelle Dimension jeglicher Auseinandersetzung mit Orten im Judentum – *haMakom* ist einer der Gottesnamen. Hier finden sich Texte, die von religiös bedeutsamen Orten handeln: vom Tempel, von der Synagoge, von der Stadt Jerusalem und den anderen

² Vgl. BERGMANN, KLAUS: Agrarromantik und Großstadtfeindschaft, Meisenheim am Glan 1970. Vgl. immerhin: TUAN, YI-FU: *Topophilia. A Study of Environmental Perception, Attitudes, and Values*, Prentice-Hall 1974; LE GOFF, JACQUES: *Pour l'amour des villes. Entretiens avec Jean Lebrun*, Paris 1997.

“Agoraphilie” bezeichnet nach einem französischen Lexikon „le fait de vouloir faire l'amour dans des endroits publics“.

heiligen Orten im Land Israel, aber auch von den Städten, die wegen ihrer Gelehrten und ihrer Treue zum Judentum den Ehrennamen einer „*Stadt und Mutter in Israel*“ erhielten, wie Amsterdam oder Wilna. Das jiddische *Doykeit* steht für die Idee des „Bund - Jiddischer Allgemeiner Arbeiterbund“, gegründet 1902 in Wilna –, jüdische und jiddische Politik und Kultur müsse „do“, hier, gemacht werden, nicht in der Hoffnung auf einen vielleicht nie (mehr) zu erreichenden anderen Ort. Schließlich gibt es in der deutsch-jüdischen und mehr wohl noch in der amerikanisch-jüdischen Literatur ein Stadtgefühl, eine Liebe zu den jüdischen Vierteln der großen Städte oder zu diesen Städten überhaupt, New York City vor allem, ein Gefühl, dem Irving Howe den Begriff „*A sense of place*“ gegeben hat.

Im Gespräch zwischen den Vertretern der verschiedenen Fächer, die in Potsdam den Studiengang Jüdische Studien bilden, stellte sich bald heraus, dass diese Auseinandersetzung mit Orten einen gemeinsamen Nenner für den Antrag auf ein Graduiertenkolleg bilden könnte. Im Anfang und in der Begründung der jüdischen Religion steht ein Ortswechsel: Gott schickt Abraham aus seinem Vaterhaus und Geburtsland in ein Land, „*das ich dir zeigen werde*“ (Gen 12,1). Nach der biblischen Überlieferung errichtet Abraham im neuen Land an verschiedenen Orten Altäre für seinen Gott; so entsteht das "Land Israel".³ Vom Auszug aus Ägypten und der folgenden langen Wanderung über die Eroberung von Jerusalem und den Bau des ersten Tempels, über die Babylonische Gefangenschaft und den Beginn dessen, was mit dem griechischen Begriff *Diaspora* bezeichnet wird, über die Entstehung des aschkenasischen Judentums im Norden und Osten Europas, des sephardischen Judentums auf der iberischen Halbinsel, des orientalischen Judentums in Nordafrika und dem Nahen Osten, über die großen Wellen der Auswanderung nach Amerika bis hin zu den Zerstörungen jüdischer Lebenswelten im 20. Jahrhundert, zur Gründung des Staates Israel und dem zaghafte Neubeginn jüdischen Lebens heute – ein Leitmotiv der religiösen, kulturellen, politischen und ökonomischen Geschichte der Juden ist die Auseinandersetzung mit Orten: mit dem einen Ort Jerusalem, Zion Israel, und mit den vielen Stationen der Wanderung, im Exil. Anwesenheit und Abschied, Heimatverlust und Suche nach Heimat bilden wesentliche Motive einer Erzählung, die verschiedene Disziplinen einer Wissenschaft des Judentums seit ihrem Entstehen beschäftigen.

Sie in einen sinnvollen und fruchtbaren Dialog zu bringen, war das erste Anliegen des Graduiertenkollegs „*Makom: Ort und Orte im Judentum*“, das die Deutsche Forschungsgemeinschaft zum April 2001 für eine Laufzeit von sechs Jahre bewilligt hat. Das Kolleg baut auf den Erfahrungen des interdisziplinären Studiengangs Jüdische Studien auf,

³ Die beiden letzten Sätze stammen aus dem Forschungsprogramm und wurden von Karl E. Grözinger formuliert.

in dem seit dem Wintersemester 1994/95 Vorlesungen, Seminare, Kolloquien und Forschungsprojekte aus folgenden Fächern zusammenarbeiten: Religionswissenschaft, Neuere Geschichte, Germanistik und Literaturwissenschaft, Romanistik, Anglistik/Amerikanistik, Slawistik, Philosophie, Kulturwissenschaft, Allgemeine Soziologie, Historische Pädagogik. VertreterInnen dieser Fächer erarbeiteten gemeinsam das Forschungsprogramm von „Makom“⁴ und erklärten sich bereit, Dissertationen in ihren jeweiligen Feldern zu betreuen.

Themen und Ausblicke

Dabei wurde bald deutlich, dass *Makom* viel mehr umfasst als die konkreten Orte einer jüdischen Gemeinde – *Friedhof, Synagoge, Mikwe, Lehrhaus* – und ihrer Präsenz in Dörfern und Städten. Auch die Beziehungen zwischen einer jüdischen Gemeinde und ihren christlichen Nachbarn bilden sich räumlich ab, wofür oft genug das Stichwort der *Grenze* symbolisch stand. Die in der Geschichte häufig erzwungenen Orts-Wechsel und die dadurch notwendig gewordene Schaffung immer neuer (nach Simon Dubnow) „kreativer Zentren“ machen die jüdische Erfahrung zum Paradigma neuer Forschungen über Diaspora, Transnationalismus und kulturellen Transfer. Imaginierte Orte – *Heimat* – und kommunikative Orte – *Sprache, Öffentlichkeit* und *Gedächtnis* – erweitern den Begriff und verleihen ihm zugleich eine tiefere Bedeutung. Die Auseinandersetzung mit all diesen Dimensionen von *Makom* kennzeichnet jüdische Religion und religiöse Praxis – *Eruw, Sukka* – ebenso wie die Literatur, die Philosophie, die Geschichte und alle anderen beteiligten Disziplinen. Zentrales Merkmal des Graduiertenkollegs war deshalb auch der Versuch, Interdisziplinarität wirklich zu praktizieren, nach einer gemeinsamen Sprache und gemeinsamen Begriffen zu suchen.

Wie aktuell die Thematik der „Jewish Topographies“, von „Space und Place“ ist, zeigen nicht nur die vielen Beiträge zu einem allgemeinen *spatial turn* – einer Hinwendung zur räumlichen Dimension von Geschichte und Kultur – in den Geistes- und Kulturwissenschaften.⁵ Auch an kleineren Beispielen aus der zeitgenössischen internationalen Forschungslandschaft lässt sich die Bedeutung des Themas ablesen. Das Jüdische Museum von Südafrika zum Beispiel annonciert seine Sammlung auf der eigenen Homepage so:

“Jewish consciousness constantly shifts between awareness of a physical space (Reality) space of reference (Memory) and a mythical space (Dreams). The life in South Africa (Reality); roots in Baltic Europe (Memory) and visions of the future

⁴ <http://www.makom-potsdam.de/content/programm/index.php>

⁵ Herauszuheben für den deutschen Bereich ist sicher die Arbeit von KARL SCHLÖGEL: *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München 2003. Er war auch zu Gast bei „Makom“.

*(Dreams) reflect the very essence of the Jewish Community in South Africa. These three components are the core of the Museum's exhibits, set against a backdrop of South African history. Together they bring alive the story of South African Jewry. Is reflected [sic] in an historical display and in the conceptual exhibit. Both depict the relationship between the Jewish organisations and South Africa, as well as the engagement of individual Jews in South African society.*⁶

In diesem weiten Feld der mit Raum und Ort verbundenen Dimensionen und Bedeutungen bewegen sich auch die Arbeiten unserer Kollegiatinnen und Kollegiaten. Es können an dieser Stelle nicht alle Projekte erwähnt werden, daher seien nur einige beispielhaft genannt, um die Bandbreite von „Makom“ zu illustrieren: *„Der jüdische Salon als Ort der Emanzipation? Politische Partizipation und Geschlechterverhältnisse im literarischen Salon um 1900“* fragt nach einem besonderen *Ort in der Stadt*, zumal in Berlin und Wien, der zum Treffpunkt jüdischer und nichtjüdischer Intellektueller wurde. *„Der Mischkan im Kopf - Betrachtungen zur literarischen Konstruktion eines Möglichkeitsraumes in der Tora“* thematisiert das durchgängige und zugleich mehrfach besetzte Motiv des Gehens in der Tora als einen möglichen Raum; *„Dichten in der Diaspora – Zur neuen jüdischen Schreibweise Heinrich Heines“* analysiert die Bedeutung der Diaspora für die deutsch-jüdische Literatur im 19. Jahrhundert. *„Yam Tikhoniut: The Place of the Mediterranean in Modern Israeli Identity“* diskutiert die Rolle des Mittelmeeres für die israelische Gesellschaft und könnte als *Studie zu regionalen Mentalitäten und Alltagspraxen* bezeichnet werden. Sie ist ebenso Teil der *Israel Studies* wie die Arbeit *„Medinat Israel - Der Staat als Topos jüdischer Selbstreflexion“*. Die volkskundliche Arbeit *„Der Judenweg – ein Beitrag zur Geschichte und Kulturgeschichte des ländlichen unterfränkischen Judentums aus Sicht der Flurnamenforschung“* leistet einen wichtigen Beitrag zu den lange vernachlässigten Forschungen zum Landjudentum.

Und so weiter, von der Acosta-Straße in Havanna über die griechisch-jüdischen Beziehungen in Odessa bis zum Bild der Stadt Jerusalem in der deutsch-jüdischen Literatur – eine ganze Welt, markiert von einzelnen Punkten, die untereinander auf vielfache Weise verbunden sind. Das Graduiertenkolleg „Makom“ hat während seiner Laufzeit mehrere Konferenzen organisiert und so auch internationale Aufmerksamkeit gefunden: *„Der Ort des Judentums in der Gegenwart“* (2002) und *„Das Verhältnis von realem und imaginärem Ort im Judentum / The Interplay Between Real And Imagined Places in Judaism and Jewry“* (2005) sind hier vor allem zu nennen. Inzwischen sind einige Dissertationen bereits abgeschlossen,

⁶ www.museum.com/ja/showdia/id=1438 am 19.10.2006

und auch wenn das Gesamtprojekt im März 2007 ausläuft, wird die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit „Ort und Orten im Judentum“ weiter anhalten.⁷ Dazu soll auch der vorliegende Band beitragen.

Southampton, im Herbst 2006



Vorliegende Texte entstammen dem Buch:

**Michal Kümper, Barbara Rösch, Ulrike Schneider, Helen Thein (Hg.):
Makom. Orte und Räume im Judentum. Essays.**
Georg Olms Verlag, Hildesheim/Zürich/New York 2007



© 2007 Copyright bei Autor, Herausgeberinnen und Verlag
online exklusiv für ONLINE-EXTRA

ONLINE-EXTRA – ein Service von COMPASS-Infodienst
www.compass-infodienst.de
redaktion@compass-infodienst.de

⁷ Ein weiteres Ergebnis der Arbeit wird der Band „Jewish Topographies: Visions of Space – Traditions of Place“ sein, den Julia Brauch, Anna Lipphardt und Alexandra Nocke bei Ashgate (London) herausgeben werden.

